

KONGOLESISCHE TRAGÖDIE

## Lumumbas Martyrium

Ein ungesühntes Verbrechen: Vor 50 Jahren wurde der erste Premier des unabhängigen Kongo mit Wissen und Hilfe der belgischen Regierung umgebracht.

VON Andrea Böhm | 13. Januar 2011 - 07:00 Uhr

© UPI/picture-alliance/dpa



Patrice Lumumba kurz nach seiner Verhaftung durch die Truppen General Mobutus im November 1960

Das Foto lässt einen so leicht nicht los. Eine Schwarz-Weiß-Aufnahme. Zwei Männer in weißen Hemden, umringt von Soldaten. Man ahnt, dass die beiden gefesselt sind, dem Gesicht des vorderen sieht man die Schläge an, eine Wange ist geschwollen, der Mann blickt schicksalsergeben ins Leere. Dem anderen reißt ein Soldat im Moment der Aufnahme die Arme nach oben, vermutlich um die Fesseln fester zu ziehen. Ein anderer hat ihn am Haarschopf gepackt. Er will den Gefangenen zwingen, in die Kamera zu sehen, als ob dieser seiner eigenen Machtlosigkeit erst gewahr werden müsste. Patrice Lumumba hat zu diesem Zeitpunkt wohl gewusst, dass ihm der Tod bevorsteht. In seinem Gesicht ist keine Angst zu erkennen, nur ein Ausdruck indignierter – man könnte auch sagen: entrückter – Verbitterung.

Wenige Tage zuvor, am 27. November 1960, hatte er abends bei strömendem Regen zum letzten Mal seine Residenz in der kongolesischen Hauptstadt Léopoldville verlassen, versteckt auf dem Boden eines Chevrolet, mit dem normalerweise sein Dienstpersonal abgeholt wurde. De jure war er immer noch Premierminister, der erste demokratisch gewählte seines Landes, das gerade erst unabhängig geworden war. De facto war er ein Gefangener seiner politischen Gegner, die ihn unter Hausarrest hielten. Nun versuchte er den Ausbruch. Sein Ziel: Stanleyville, das heutige Kisangani, am Kongo-Fluss, eine

Hochburg seiner Anhänger, etwa 1500 Fahrkilometer entfernt. Er kam dort nie an. Seine Flucht und sein Leben endeten wenige Wochen später in der Provinz Katanga.

Man möchte meinen, dass Patrice Lumumba heute im Kongo ein Nationalheld ist, ein Polit-Popstar wie Che Guevara. Aber man sieht in Kinshasa (dem ehemaligen Léopoldville), Bukavu oder Kisangani keine T-Shirts oder Kaffeebecher mit seinem Konterfei, keine Graffiti, die ihn hochleben lassen. Über Lumumba spricht man im Kongo, wenn überhaupt, mit einer vagen, verschwommenen Bewunderung wie über einen berühmten, aber unheimlichen Verwandten, dessen Geschichte man um des lieben Familienfriedens willen besser nicht zu genau erörtert. Denn über Lumumba zu reden bedeutet, auch über den Verrat der Unabhängigkeitsbewegung an sich selbst und über ethnischen Hass zu reden. Also nicht nur über das, was Weiße an Schwarzen verbochen, sondern auch über das, was Kongolesen anderen Kongolesen angetan haben. Im Schicksal Lumumbas vermischt sich beides.

Das Drama beginnt am 30. Juni 1960, dem Tag, an dem der Kongo seine Unabhängigkeit von Belgien erlangt. Dem Tag, an dem Lumumba sich mit einer Rede im Palast der Nation auf die Bühne der Weltpolitik katapultiert. Der Palast am Ufer des Kongo-Flusses, eigentlich als Residenz für die belgische Königsfamilie gebaut, ist in aller Eile zum Sitz des neuen kongolesischen Parlaments umgerüstet worden. Belgiens König Baudouin I. trifft an diesem 30. Juni hier nicht mehr als Hausherr ein, sondern als Gast einer neuen Regierung, die kurz zuvor aus den ersten Wahlen hervorgegangen ist. Eine ungewohnte, höchst unliebsame Rolle: Getriebene einer historischen Entwicklung zu sein – in diesem Fall der afrikanischen Unabhängigkeitsbewegungen – passt nicht zum Selbstbild europäischer Staatsoberhäupter.

Also erklärt der 29-jährige Monarch in seiner Rede die Unabhängigkeit nicht zum Erfolg der Kongolesen, sondern zur großzügigen Geste einer großartigen belgischen Nation: »Die Unabhängigkeit des Kongo stellt den Höhepunkt des Werkes dar, welches vom Genie König Leopolds II. entworfen, von ihm mit zähem Mut umgesetzt und schließlich von Belgien mit Ausdauer fortgesetzt wurde. [...] 80 Jahre lang hat Belgien dem Kongo seine besten Söhne geschickt, zuerst, um das Kongo-Becken vom abscheulichen Sklavenhandel zu befreien, der die Bevölkerung dezimiert hatte; dann, um die einst verfeindeten Stämme zusammenzubringen, die nun den größten aller unabhängigen Staaten Afrikas ausmachen werden.«

Der Kongo unter belgischer Herrschaft – zuerst als Privatbesitz Königs Leopolds II., dann als Kolonie Belgiens – war nach Brüsseler Lesart ein Zivilisierungsprojekt, das sich im Unterschied zur übrigen europäischen Kolonialpolitik durch besondere Fürsorge seitens der Kolonialherren ausgezeichnet hatte. *Dominer pour servir*, beherrschen, um zu dienen – so lautete ihr Selbstverständnis in den vierziger und fünfziger Jahren. Der Tod von Millionen Afrikanern und die Plünderung des Landes unter dem »Genie Leopolds II.«, aber auch unter Führung des belgischen Staates, kamen in dieser Weltsicht nicht vor.

Auch nicht in der von Baudouin, einem Urgroßneffen Leopolds. Er erwartet an diesem 30. Juni, dass die mit der Unabhängigkeit beschenkten Kongolesen sich dankbar zeigen. Doch als Lumumba ans Mikrofon tritt, lässt er nicht nur Dankbarkeit vermissen. Er macht den Weißen den Anspruch streitig, die Geschichte seines Landes zu schreiben. Die Unabhängigkeit als Geschenk? Kein Kongolese, sagt Lumumba, »der dieses Namens würdig ist, wird je vergessen, dass es der Kampf war, der sie uns bescherte«.

Vor der versammelten Welpresse erhebt er Anklage. Nicht spontan. Ein Manuskript ist vorbereitet. Auch nicht mit Pathos und Wut, sondern in einem eigenartig ruhigen Ton. »Wir haben erleben müssen, dass man uns verhöhnte, beleidigte, schlug, tagaus, tagein, von morgens bis abends, nur weil wir Neger waren. [...] Wir haben erleben müssen, dass man unser Land raubte, aufgrund irgendwelcher Texte, die sich Gesetze nannten, aber in Wahrheit nur das Recht des Stärkeren verbrieften. [...] Auch die Erschießungen, denen so viele unserer Brüder zum Opfer fielen, wird niemand von uns je vergessen. [...] All dies, meine Brüder, haben wir erlitten.«

### **Für die belgische Presse ist er nur der »dreckige Neger«**

Die Kongolesen im Saal stehen auf und spenden begeistert Beifall. Überall im Land, überall, wohin das Radio die Ansprache überträgt, erheben sich die Menschen und klatschen, auch die Frauen, die zu erwähnen Lumumba nicht für nötig befindet. Zum ersten Mal hat ein Politiker seine Landsleute direkt als Angehörige einer Nation angesprochen – einer Nation, deren Zusammengehörigkeitsgefühl nicht auf gemeinsamer Sprache und Kultur beruht, sondern auf der gemeinsam erlittenen Kolonialzeit.

Man muss sich die Filmbilder dieses Auftritts ansehen, muss die fassungslosen, eisigen Mienen Baudouins und der ausländischen Diplomaten studieren, um zu begreifen, was diese Rede auslöste unter den Weißen in Léopoldville, aber auch in Brüssel, Paris, Lissabon, Washington. Ein »Schwarzer aus dem Busch« hatte in seltsam klingendem Französisch einem weißen Regenten von Angesicht zu Angesicht Gräueltaten vorgeworfen, den Ruhm der kolonialen Ära beschmutzt und dreist die Geschichte neu interpretiert.

Das war mehr als ein Eklat, das war eine Kriegserklärung. »Welch eine Anmaßung«, empörte sich die belgische Presse über Lumumba, den sie fortan als *sale nègre*, »dreckiger Neger«, titulierte. Im Weißen Haus in Washington, wo man fehlende Demut in der Dritten Welt sofort als Ausdruck kommunistischer Tendenzen deutete, wählte man den Kongo mit seinen riesigen Rohstoffvorkommen nun in den Händen eines unberechenbaren »Negers«, der auch noch einen *goatee* trug, einen Ziegenbart. Das war die Mode der Beatniks, einer als subversiv und unpatriotisch geltenden Protestkultur. Lumumbas Bart wurde zu einer Obsession der amerikanischen Presse, zum physischen Beweis für Lumumbas »Moskauhörigkeit«.

Tatsächlich aber sprach der Mann mit dem Ziegenbart perfektes Französisch mit einem rollenden r, außerdem fließend Lingala und Swahili. Die Beatniks interessierten ihn so

wenig wie Marx und Lenin. Und sein politischer Ziehvater befand sich nicht in Moskau, sondern in Accra, der Hauptstadt Ghanas.

Patrice Émery Lumumba war 1925 in einem Dorf im Kasai zur Welt gekommen. Er durchlief das koloniale Schulwesen, damals fest in der Hand belgischer Missionare, und machte Karriere, soweit ein Schwarzer in diesen Zeiten Karriere machen konnte. Schloss eine Ausbildung für den Postdienst ab. Erhielt 1954 die Carte d'Immatriculation, die ihn als *évolué* auswies, als »zivilisierten Neger«. Antragsteller mussten nachweisen, dass sie der Polygamie und der Hexerei abgeschworen hatten, außerdem lesen und schreiben konnten sowie mit Messer und Gabel aßen, also »von europäischer Zivilisation durchdrungen« waren. Bis kurz vor der Unabhängigkeit hatte die belgische Kolonialverwaltung 1500 Kongolesen eine Carte d'Immatriculation ausgestellt. Was nach Meinung der Kolonialherren bedeutete: Die Mündel bedurften noch auf Jahrzehnte ihrer väterlichen Herren. Davon war auch Lumumba wie viele *évolués* lange überzeugt. »Belgiens Mission im Kongo ist im Grunde eine zivilisierende«, schrieb er 1956 in seinem posthum veröffentlichten Buch *Der Kongo, mein Land* und warnte vor zu viel Freiheit für »die unwissenden Massen«.

Lumumba hätte seine Rede zur Unabhängigkeit womöglich nie gehalten, wäre er im Dezember 1958 nicht für seine Partei, das Mouvement National Congolais, zur All-African People's Conference nach Accra geschickt worden. In Ghana, seit 1957 unabhängig, traf sich auf Einladung von Präsident Kwame Nkrumah alles, was in der antikolonialen Bewegung Afrikas Rang und Namen hatte. Lumumba kehrte mit einer dezidiert anderen Ansicht über Unabhängigkeit nach Hause zurück: Staatliche Souveränität war für ihn nunmehr ein Recht der Kongolesen, kein Geschenk der Belgier. Seine politische Radikalisierung brachte ihm Ende 1959 mehrere Monate Gefängnis und Folter ein.

Aber die Unabhängigkeit wurde schließlich weder erkämpft noch geschenkt – eher hastig hingeworfen. Im Januar 1959 war es in Léopoldville zu heftigen Unruhen mit mehreren Hundert Toten gekommen. Die belgische Öffentlichkeit begriff schockartig, dass ihre schwarzen »Kinder« im fernen Afrika mitnichten froh und zufrieden waren. Also ließ man die Kolonie in die Freiheit fallen.

Belgien hatte in den letzten Jahrzehnten seiner Herrschaft viel in die Infrastruktur des Landes investiert – und in ein rigides System der Apartheid: Am 30. Juni 1960 gab es im Kongo kaum mehr als ein Dutzend Universitätsabsolventen, kein kongolesisches Offizierskorps, keine einheimischen Fachkräfte für die öffentliche Verwaltung oder das Management von Bergwerken und Plantagen. Dafür gab es soziale Spannungen, innenpolitische Fraktionskämpfe und eine Exkolonialmacht, die gar nicht daran dachte, ihre Kontrolle über die größte Schatztruhe des Landes aufzugeben: Katanga, die Provinz im Südosten des Landes. Nicht dass es anderen kongolesischen Provinzen an Rohstoffen mangeln würde. Aber keine war und ist so reich an Kupfer, Kobalt, Uran wie Katanga. Und in keine andere Provinz hatten belgische Unternehmen so viel Geld gesteckt.

So rasch, wie die Unabhängigkeit über die Kongolesen gekommen war, so schnell ging sie in einer Kettenreaktion faktisch wieder verloren. Innerhalb von zwei Wochen meuterten kongolesische Soldaten gegen ihre belgischen Offiziere, worauf ein Massenexodus von Europäern einsetzte. Der diente wiederum als Rechtfertigung für eine Militärintervention der Belgier, die den katangesischen Politiker Moïse Tschombé, wegen seiner Bestechlichkeit auch »Monsieur Ladenkasse« genannt, zur Abspaltung ermunterten. Die von Lumumba zu Hilfe gerufenen UN-Truppen unternahmen zunächst nichts gegen den Sezessionisten, sondern erklärten sich zur neuen Ordnungsmacht in der Hauptstadt Léopoldville.

Denn auch die Führungsetage der Vereinten Nationen, die hier zum ersten Mal in ihrer Geschichte Blauhelme in einen Kampfeinsatz geschickt hatten, glaubte zu diesem Zeitpunkt an das Bild vom ewigen Chaos im Kongo, das amerikanische und europäische Medien in immer grelleren Farben malten. »Mit urzeitlichem Geheul«, schrieb das amerikanische Nachrichtenmagazin *Time* am 18. Juli 1960, »ist eine Nation von 14 Millionen Einwohnern in die Barbarei zurückgekehrt.« Und zwar durch das Wirken eines Regierungschefs, den der belgische Botschafter öffentlich mit »Luzifer« verglich.

### **In Brüssel und Washington setzt man auf General Mobutu**

Als Patrice Lumumba am Abend des 27. November 1960 in seinem Autoversteck aus Léopoldville flieht, hat er eigentlich schon verloren. Zwischen ihm und dem UN-Generalsekretär, dem Schweden Dag Hammarskjöld, ist es längst zum Bruch gekommen, denn Letzterer hat auch nichts gegen die Sezession einer zweiten Provinz, des Südkasai, unternommen. Die CIA plant, offenbar mit Billigung von US-Präsident Dwight D. Eisenhower, Lumumbas Ermordung, weil der auf eigene Faust die kongolesische Armee gegen Sezessionisten eingesetzt und dabei sowjetische Flugzeuge benutzt hat – die USA bat er zuvor erfolglos um Hilfe.

Vor allem aber hat Lumumba seine Reputation als Galionsfigur der nationalen Einheit eingebüßt. Bei dem Versuch, die Sezession im Kasai niederzuschlagen, verüben die Truppen Massaker unter Zivilisten, vor allem an der Bevölkerungsgruppe der Luba. Den Luba hat Lumumbas Partei schon bei den Wahlen übel mitgespielt, es kam zu regelrechten Pogromen. So gerät er, der das kollektive Leiden aller Kongolesen zur Basis einer nationalen Identität machen wollte, nun selber in den Verdacht ethnisch motivierter Gewalt. Die Geschichte holt ihn ein. Denn während der Kolonialzeit waren eben nicht alle Kongolesen nur Opfer, sondern manche auch Täter. Die von den Belgiern kommandierte Force Publique, berüchtigt für ihren Terror gegen die Bevölkerung, bestand zu einem erheblichen Teil aus Angehörigen der Volksgruppe der Tetela. Und aus der stammt auch Lumumba.

Tatsächlich billigen weder das Weiße Haus noch die UN-Führung die Sezessionsversuche. Aber Lumumba erscheint in Washington und in New York zunächst als das größere Problem – und zusammen mit den Belgiern hat die US-Regierung auch schon einen Mann

gefunden, der es lösen soll: Joseph Désiré Mobutu, zu diesem Zeitpunkt Stabschef der kongolesischen Armee. Er ist es, der Lumumba im September 1960 unter Hausarrest gestellt hat.

## **Ein halbes Kilo Patronen zur Exekution**

Mobutus Truppen nehmen nun zusammen mit den Belgiern die Verfolgung des Flüchtenden auf. Lumumba schafft es bis zum Sankuru-Fluss, ist schon fast auf sicherem, von seinen Anhängern kontrolliertem Territorium, da greifen Mobutus Soldaten zu. UN-Blauhelme sehen mit an, wie sie Lumumba mit Gewehrkolben traktieren, und schreiten nicht ein.

Martyrium. Ein großes Wort. Aber anders lassen sich Lumumbas letzte Tage kaum beschreiben. Er wird zusammen mit zwei Gefährten, Maurice Mpolo und Joseph Okito, zurück nach Léopoldville in ein Militärcamp gebracht, dort immer wieder zusammengeschlagen. Mobutu, einst sein Weggefährte, sieht den Misshandlungen eine Weile zu.

Inzwischen sind die Fotos vom zusammengeschlagenen Lumumba um die Welt gegangen. Washington befürchtet ein PR-Desaster. Die UN ernten wütende Proteste afrikanischer und asiatischer Delegationen, weil sie Lumumba nicht beschützt haben. Brüssel bereitet hektisch seine Überstellung an die Sezessionsregierung in Katanga vor, wo ihm ein kurzer Prozess gemacht werden soll. Damit wäre das Ganze eine Angelegenheit unter Afrikanern. Und es eilt, denn Lumumba gelingt es, Briefe nach draußen zu schmuggeln und Soldaten auf seine Seite zu ziehen. Es droht die Meuterei.

In Léopoldville wächst die Unruhe. Afrikanische Blauhelme der unteren Ränge protestieren laut gegen die Rolle der UN. Anhänger Lumumbas haben Stanleyville als Sitz der Zentralregierung ausgerufen, ihre Einheiten sind auf dem Vormarsch. Am 15. Januar 1961 veranlasst Belgiens Regierung, Lumumba, Mpolo und Okito nach Katanga zu fliegen. Während des Fluges schlagen betrunkene Soldaten die Gefangenen halb bewusstlos. »Mehr tot als lebendig« – so beschreibt ein belgischer Major den Zustand der Gefangenen bei der Ankunft auf dem Flughafen von Élisabethville, dem heutigen Lubumbashi.

Lumumba, Mpolo und Okito stehen noch mehrere Stunden Folter bevor, ausgeführt von Soldaten, von betrunkenen Ministern aus dem Kabinett des »Katanga-Premiers« Tschombé und von belgischen Offizieren. Dann, am 17. Januar, fährt man die Gefangenen zu einer Waldschneise. »Jetzt werden wir getötet, nicht wahr?« Das sind die letzten überlieferten Worte Lumumbas.

Das Exekutionskommando verbrauchte angeblich ein halbes Kilo Patronen. Belgische Polizeikommissare verscharrten die Leichen nahe der Grenze zum damaligen Rhodesien, gruben sie wieder aus, zerteilten sie mit Äxten und Sägen und warfen sie in ein Fass voll

Säure. Die restlichen Knochen wurden verbrannt, die Asche wurde in alle Richtungen verstreut.

Kurze Zeit darauf schlugen UN-Blauhelme die Sezession Katangas blutig nieder. Die Mission, damals höchst umstritten, gilt in der Geschichtsschreibung der Vereinten Nationen heute als Erfolg. Generalsekretär Hammarskjöld indes kam im September 1961 ums Leben, bei einem Flugzeugabsturz an der Grenze zwischen Katanga und dem heutigen Sambia – die Ursache des Unglücks ist bis heute ungeklärt.

Lumumba erlangte in der internationalen Linken eine Zeit lang den Status eines Märtyrers. Malcolm X hielt ihn für den »größten Schwarzen auf dem afrikanischen Kontinent«, Jean-Paul Sartre erklärte ihn zum Sinnbild für »ganz Afrika«. Und Mobutu, der Opfer seiner Machtpolitik gern posthum als Heldenbrüder ausgab, rehabilitierte Lumumba 1966, fünf Jahre nach dessen Ermordung.

Dann wurde es still um Patrice Lumumba. Gut vierzig Jahre nach seiner Ermordung gab der ehemalige Polizeikommissar Gérard Soete, seinerzeit an der »Entsorgung« der Leiche beteiligt, dem deutschen Dokumentarfilmer Thomas Giefer ein Interview. Vor laufender Kamera wickelt der inzwischen greise Soete aus einem Papier die Souvenirs seines Einsatzes aus: zwei herausgebrochene Zähne. »Armer Patrice«, sagt er, »das ist alles, was von dir übrig geblieben ist.«

*Mehr zum Thema im Buch der Autorin »Gott und die Krokodile – Eine Reise durch den Kongo«, das Anfang Februar im Pantheon Verlag erscheint*

**COPYRIGHT:** ZEIT ONLINE

**ADRESSE:** <http://www.zeit.de/2011/03/Kongo-Lumumba>